Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

Alexander Waugh
Das Haus Wittgenstein

Geschichte einer ungewöhnlichen Familie

Preis € (D) 24,95 € (A) 25,70 sFr. 42,90 (UVP)
448 Seiten, gebunden
ISBN 978-3-10-092220-5
S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Stammbaum der Familie Wittgenstein

Anna Wittgenstein *1840, † 1896

= Heinrich Emile Franz Richter *1839, † 1884

Marie Wittgenstein *1841, † 1931

= Moritz Pott Eisenwarenhändler *1839, † 1902

Paul Wittgenstein Industrieller *1842, † 1928

= Justine Hochstetter *1858, † 1918

Josephine Wittgenstein *1844, † 1933

= Johann Nepomuk Oser Professor für Chemie *1833, † 1912

Ludwig „Louis“ Wittgenstein *1845, † 1925

= Maria Franz *1850, † 1912

Hermine „Mining“ Wittgenstein *1.12.1874 in Tepliz, † 11.2.1950 in Wien

Dora Wittgenstein *1876, † 1876

Johannes „Hans“ Wittgenstein *1877 in Wien, † 1902, vermisst

Konrad „Kurt“ Wittgenstein *1.5.1878 in Wien, † Okt. 1918 an der italienischen Front durch Selbstmord

Helene „Lenka“ Wittgenstein *23.8.1879 in Wien, † April 1956 in Wien

= Max Salzer Ministerialbeamter *3.3.1868 in Wien, † 28.4.1941 in Wien

Maria Salzer *6.3.1900, † 14.8.1948

Friedrich „Fritz“ Salzer *11.2.1902, † 22.7.1922

Felix Salzer Musikwissenschaftler *13.6.1904, † 12.8.1986

Clara Salzer *7.9.1913, † 29.10.1978

= Arvid Sjögren

Hermann Christian Wittgenstein
Grundstücksverwalter
*1802, † 1878

= Franziska „Fanny“ Figdor
*1814, † 1890

Karl Wittgenstein
Industrieller
*8.4.1847
in Gohlis, †
20.1.1913
in Wien

= Leopoldine
„Poldy“ Kalmus
*14.3.1850
in Wien,
† 3.6.1926
in Wien

Bertha
Wittgenstein
*1848, † 1908

= Karl
Kupelwieser
Rechtsanwalt
und Direktor
eines
Unternehmens
*1841, † 1925

Clara
Wittgenstein
*1850,
† 1935

Lydia
Wittgenstein
*1851,
† 1920
durch
Selbstmord

= Gen. Josef
von Siebert
*1843, † 1917

Emilie
„Millie“
Wittgenstein
*1853,
† 1939
= Theodor
von Brücke
Richter
*1835,
† 1918

Clothilde
Wittgenstein
*1854,
† 1937

Rudolf „Rudi“
Wittgenstein
*27.6.1881
in Wien,
† 2.5.1904
in Berlin durch
Selbstmord

Margaret „Gretl“
Wittgenstein
*19.9.1882
in Wien,
† 27.9.1958
in Wien

= Jerome Steinberger/
Stonborough
*1873 in New York,
† 15.6.1938 in Wien

Paul Wittgenstein
Pianist
*5.11.1887 in Wien,
† 3.3.1961 in New
York

= Hilde Schania
*26.12.1915 in
Rannersdorf,
† 31.3.2001 in
Pennsylvania

Ludwig „Lucki“
Wittgenstein
Philosoph
*26.4.1889
in Wien,
† 29.4.1951
in Cambridge

Thomas
Stonborough
*9.1.1906
in Berlin,
† 14.2.1986
in Wien

John Jerome „Ji“
Stonborough
*11.6.1912
in Wien,
† 29.4.2002
in Dorset

Elizabeth
Wittgenstein
*24.5.1935
in Wien,
† Februar 1974
in New York

Johanna
Wittgenstein
*10.3.1937
in Wien

Paul „Louis“
Wittgenstein
*30.11.1941
in New York

1 *Wiener Debüt*

Wien ist, allzu oft vielleicht, als eine Stadt der Widersprüche beschrieben worden. Die meisten Kurzbesucher nehmen heute nichts davon wahr; sie sehen nur Sahnetorten, Mozart-T-Shirts, prächtige Gebäude mit vielen Säulen und Statuen, alte Frauen in Pelzmänteln, vorsintflutliche Straßenbahnen und Lipizzanerhengste – ein Capriccio touristischer Klischees. Doch in den frühen zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde die Stadt noch nicht auf diese Weise vermarktet. Sie wurde überhaupt nicht vermarktet. Der einst unentbehrliche Wienführer von Maria Hornor Lansdale aus dem Jahr 1902 zeichnet ein Porträt der habsburgischen Hauptstadt, das schmutzigere, aber auch dynamischere Züge enthält als das Bild, das wir aus unseren modernen Reiseführern kennen. Ihr Buch beschreibt Teile der inneren Stadt als »düster und schmuddelig«, und vom jüdischen Viertel berichtet sie: »In den Häusern sieht es unsäglich elend aus. Steigt man die Treppe hinauf, so bleibt einem das wackelige Geländer an den Händen kleben, und in den Wänden rechts und links sitzt der Schwamm. Betritt man eines der kleinen, dunklen, vollgestopften Zimmer mit rußigen Decken, fällt der Blick auf armseliges Mobiliar.«

Einem Deutschen, der zu dieser Zeit eine Wiener Straßenbahn bestieg, konnte es passieren, dass er sich mit keinem der Passanten verständigen konnte, denn die Stadt beherbergte damals eine rasch anwachsende Zahl von Magyaren, Rumänen, Italienern, Polen, Serben, Tschechen, Slowenen, Slowaken, Kroaten, Ruthenen, Wala-

chen und Bosniaken, die alle offenbar einvernehmlich zusammenlebten. Ein amerikanischer Diplomat schrieb 1898 über die Stadt:

> »Ein Mann, der erst kurze Zeit in Wien lebt, mag von rein deutscher Abstammung sein, aber seine Frau ist gewiss aus Galizien oder Polen, die Köchin aus Böhmen, die Kinderfrau aus Dalmatien, sein Kammerdiener aus Istrien, sein Kutscher aus Slawonien, sein Barbier aus Mähren und der Erzieher seines Sohnes aus Frankreich. Die meisten Verwaltungsbeamten sind Tschechen, und die Ungarn haben den größten Einfluss auf die Regierungsgeschäfte. Nein, Wien ist *keine* deutsche Stadt!«

Im Ausland wurden die Wiener als gutmütige, lebenslustige und hochkultivierte Leute betrachtet. Tagsüber versammelten sich viele Bürger in den Kaffeehäusern, wo sie bei einer einzigen Tasse Kaffee und einem Glas Wasser viele Stunden verbrachten, Gespräche führten und lasen. Zeitungen und Illustrierte in allen Sprachen lagen aus. Abends zog man sich um, ging auf einen Ball, in die Oper, ins Theater oder in ein Konzert. Die Wiener liebten ihre Abendunterhaltungen über alles; sie verziehen es nicht, wenn ein Musiker sich verspielte oder eine Sopranistin eine falsche Note sang, während sie ihre jeweiligen Lieblinge vergötterten. Der Wiener Schriftsteller Stefan Zweig erinnert sich an diese Leidenschaft, wenn er von seiner Jugend berichtet: »Während im Politischen, im Administrativen, in den Sitten alles ziemlich gemütlich zuging und man gutmütig gleichgültig war gegen jede ›Schlamperei‹ und nachsichtig gegen jeden Verstoß, gab es in künstlerischen Dingen kein Pardon; hier war die Ehre der Stadt im Spiel.«

Am 1. Dezember 1913 schien eine kalte Wintersonne über dem größten Teil Österreichs. Abends hatte sich Nebel von den nördlichen Karpatenhängen bis zur hügeligen Ebene des Alpenvorlands ausgebreitet. In Wien regte sich kein Lüftchen; auf den Straßen und Bürgersteigen waren wegen der ungewöhnlich frostigen Wit-

terung nur wenige Menschen unterwegs. Für den sechsundzwanzigjährigen Paul Wittgenstein war es ein Tag voller Aufregung und nahezu unerträglicher Spannung.

Feuchte Finger und kalte Hände sind der Alptraum jedes Pianisten – schon ein Hauch von Schweiß in den Handflächen kann genügen, und die Finger rutschen aus und man trifft versehentlich zwei nebeneinanderliegende Tasten. Der zu feuchten Händen neigende Klavierspieler muss unerhört vorsichtig sein. Wenn seine Hände zu kalt sind, werden die Fingermuskeln steif. Kälte in den Knochen verhindert nicht automatisch die Schweißbildung auf der Haut; im schlimmsten Fall können die Finger unbeweglich vor Kälte und gleichzeitig glitschig vor Schweiß sein. Viele Konzertpianisten sind so ängstlich, dass sie vor einem winterlichen Konzert ihre Hände ein, zwei Stunden in heißes Wasser legen.

Pauls Konzert sollte um 19 Uhr 30 im Großen Musikvereinssaal beginnen, einem heiligen Ort mit fast perfekter Akustik, wo Brahms, Bruckner und Mahler viele ihrer Werke uraufführen ließen. Von hier – aus dem »Goldenen Saal« – wird der hinreißende Neujahrsreigen berühmter Walzer und Polkas jedes Jahr in die ganze Welt gesendet. Paul erwartete keinen ausverkauften Saal. Im Auditorium gab es 1654 Sitzplätze, dazu 300 Stehplätze. Es war ein Montagabend, er war unbekannt, und von den Stücken, die er spielen wollte, hatte man noch nicht viel gehört. Allerdings war diesem Unbekannten sehr wohl bekannt, wie man es anstellt, durch Verteilen von Freikarten einen Saal zu füllen. Als Junge hatte ihn seine Mutter losgeschickt, damit er zweihundert Eintrittskarten für ein Konzert kaufte, in dem ein Freund der Familie die Solovioline spielte. Der Mann an der Kasse hatte sofort an Schwarzhandel gedacht und schrie ihn an, dass er woanders hingehen solle, wenn er vorhabe, die Karten weiterzuverkaufen. Paul war zu seiner Mutter zurückgekehrt und hatte sie flehentlich gebeten, jemand anders zur Konzertkasse zu schicken. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er sich seines Reichtums geschämt.

Wenn der Saal halbleer bliebe, würden die übrigen Plätze aber

wenigstens von Leuten besetzt sein, die ihm wohlgesonnen waren. Er wünschte sich eine Atmosphäre rückhaltloser Unterstützung durch das Publikum. Die Familie Wittgenstein war groß, und man hatte gute Beziehungen. Alle Geschwister, Cousins und Cousinen, Onkel und Tanten würden kommen, und sie würden aufstehen und am Ende jedes Stücks begeistert applaudieren, unabhängig davon, wie sie seine Leistung einschätzten. Mieter, Dienstboten und deren weitläufige Verwandte, von denen viele noch nie ein Konzert mit ernster Musik besucht hatten, waren mit Eintrittskarten versorgt und aufgefordert worden zu erscheinen. Paul hätte einen kleineren Saal mieten können, aber man hatte ihm gesagt, dass dann möglicherweise keine Kritiker kämen. Er brauchte Max Kalbeck vom *Neuen Wiener Tagblatt* und Julius Korngold von der *Neuen Freien Presse*. Es waren die beiden einflussreichsten Musikkritiker in Wien; sie mussten über ihn schreiben.

Jede Einzelheit war sorgfältig bedacht worden. Ein Konzert mit den Wiener Philharmonikern hätte ihn fast doppelt soviel gekostet wie das weniger angesehene Tonkünstlerorchester. Aber darauf kam es Paul nicht an. »Ganz abgesehen vom Preis«, schrieb er später, »hätte ich die Wiener Philharmoniker ohnehin nicht engagiert. Sie spielen meistens nicht so, wie man will, und dann hätte es ausgesehen, als würde man ein Pferd kaufen, das man nicht reiten kann; und außerdem, wenn das Konzert ein Erfolg ist, können die Leute immer sagen, es lag am Orchester.« Deshalb wählte er die Tonkünstler.

Oskar Nedbal, der Dirigent, war zwölf Jahre älter als Paul. Er war Schüler von Dvořák gewesen, komponierte selbst und war ein erstklassiger Bratschist. Nach zehn Jahren als Dirigent der Tschechischen Philharmoniker war er 1906 zum Tonkünstlerorchester gekommen. An Weihnachten 1930 sprang er aus dem Fenster eines vierstöckigen Hotels in Zagreb, und man hörte nie mehr etwas von ihm.

Pauls Programm war ungewöhnlich, eigensinnig und provokant. Er wollte vier aufeinanderfolgende Werke für Klavier und

Orchester, vier virtuose Konzerte an einem einzigen Abend präsentieren. Wie man sein musikalisches Können auch beurteilte – das Debüt dieses jungen Mannes würde man als außergewöhnliche körperliche Leistung noch lange im Gedächtnis behalten.

Die Werke des alkoholkranken irischen Komponisten John Field, der 1837 an Krebs gestorben war, hatten in Wien schon lange keine Konjunktur mehr. Wir Heutigen erinnern uns an »Drunken John« nur noch als Erfinder des Nocturne – einer kurzen Form pianistischer Träumerei, die später von Chopin popularisiert wurde. Pauls Kammerdiener und Pauls Koch waren an diesem Abend wahrscheinlich nicht die Einzigen im Publikum, die noch nie von Field gehört hatten. Selbst unter den musikalischen Fachleuten von 1913 hätten die wenigsten diesen Komponisten als würdig erachtet, im Goldenen Saal aufgeführt zu werden, denn Wien hatte sein eigenes musikalisches Erbe, um das jede Stadt der Welt es beneidete. Wenn man mit Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Brahms, Bruckner und Mahler (von denen alle wenigstens eine Zeitlang hier gelebt hatten) aufgewachsen war, musste einem die Musik von Field im besten Fall als eine abgeschmackte Kuriosität, im schlimmsten als ein schlechter Scherz erscheinen.

Es ist nicht überliefert, wie sich Paul in jenen Stunden kurz vor dem Konzert fühlte, als er sich den Frack anzog, im Grünen Zimmer seine Hände wärmte, die steilen Stufen zum Podium erklomm und sich vor einer Zuhörerschaft verbeugte, die sich aus Freunden und Fremden, Kritikern, Mentoren, Lehrern und Dienstboten zusammensetzte; feststeht jedoch, dass es ihm in solchen Momenten selten gelang, die Nerven zu behalten. Später beobachtete man, wie er in den schlimmen letzten Minuten vor einem Auftritt die Wände mit Fäusten traktierte, seine Noten zerriss oder Möbelstücke durch den Raum schleuderte.

Das Klavierkonzert von Field besteht aus drei Sätzen, die insgesamt fünfunddreißig Minuten lang sind. Sollte Paul es nicht sofort gemerkt haben, so berichtete man ihm sicher nach dem Auftritt, dass Julius Korngold, der führende Kritiker der *Neuen Freien Presse*,

während des Applauses den Saal verlassen hatte und nicht zurückgekehrt war, um sich Pauls Interpretation von Mendelssohns *Serenade* und Allegro giocoso, die *Variationen und Fuge über ein Thema von Czerny* von Josef Labor und Liszts bravouröses *Konzert in Es-Dur* anzuhören. Als er mit seiner Familie in den folgenden Tagen die Zeitungen und Musikjournale durchblätterte, muss das seltsame Verhalten des Kritikers sie alle bedrückt haben.

Ludwig, Pauls jüngerer Bruder, war an diesem Tag nicht in Wien. Drei Monate zuvor war er aus England (wo er in Cambridge Philosophie studierte) nach Norwegen gezogen, in ein kleines Dorf am Fuß eines Fjords nördlich von Bergen, wo er zwei Zimmer im Haus eines Postbeamten bewohnte. Laut den Tagebucheintragungen seines engsten Freundes war die Entscheidung für das freiwillige Exil »stürmisch und plötzlich« gefallen. Im September hatte er geäußert, er wünsche sich aus einer Welt zurückzuziehen, in der er »immer nur Verachtung für andere hegt und andere durch sein nervöses Temperament aufbringt«. Außerdem litt er zu dieser Zeit wieder einmal unter Todesahnungen. »Das Gefühl, dass ich sterben muss, bevor ich in der Lage sein werde, meine Gedanken zu veröffentlichen, wird jeden Tag stärker in mir«, schrieb er an seinen Tutor und Mentor in Cambridge. Vierzehn Tage später zwang ihn ein Schock zu sofortigem Handeln: Er erfuhr, dass seine Schwester Gretl und ihr Mann Jerome vorhatten, nach London zu ziehen. Ludwig ertrug es nicht, in der Nähe seines Schwagers zu leben. »Er kann sie beide nicht ausstehen, und er wird nicht in England bleiben, wenn er fürchten muss, dass sie ihn ständig besuchen«, schrieb sein Freund ins Tagebuch. Ludwig selbst schrieb etwas später in einem Brief: »Zu Weihnachten werde ich leider nach Wien fahren müssen. Meine Mutter nämlich wünscht es sich so sehr, dass sie schwer gekränkt wäre, wenn ich nicht käme; und sie hat vom vorigen Jahr gerade an diese Zeit so böse Erinnerungen, dass ich es nicht übers Herz bringen kann wegzubleiben. Ich werde aber sehr bald wieder hierher zurückkehren.«